

Zwischen den Kulturen: allgemeine und speziellere Anmerkungen zu einer qualitativen Komparatistik

Alheit, Peter

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Alheit, P. (2012). Zwischen den Kulturen: allgemeine und speziellere Anmerkungen zu einer qualitativen Komparatistik. *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 13(1/2), 77-92. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-386846>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Peter Alheit

Zwischen den Kulturen

Allgemeine und speziellere Anmerkungen zu einer qualitativen Komparatistik¹

In-Between Cultures

General and Specific Observations on a Qualitative Comparative Approach

Zusammenfassung:

Qualitative Vergleiche widmen sich der Rekonstruktion komplexer sozialer Konstellationen des Verhältnisses von gesellschaftlichen Bedingungen, sozialen Institutionen und Akteurshandeln. Sie gehen damit über die schlichte Gegenüberstellung nationen- oder kulturspezifischer sozialer Realitäten hinaus, wie sie sowohl quantifizierende Kulturvergleiche als auch öffentliche Diskurse prägen. Ausgehend von der Problematik der Fokussierung und isolierten Betrachtung von Nationalstaaten in kulturvergleichender Perspektive stellt der Beitrag konzeptionell und anhand der Präsentation ausgewählter Ergebnisse einer rekonstruktiv-empirischen Untersuchung die Identifikation von „Grammatiken“ sozialer Phänomene als besonderes Potenzial einer qualitativen Komparatistik heraus.

Schlagworte: Komparatistik, Kulturvergleich, qualitative Forschung, Biographieforschung

Abstract:

Qualitative comparisons aim to reconstruct complex social constellations considering the relation of societal conditions, social institutions and individual actions. Therewith they overcome simple confrontations of national or cultural phenomena as they are presented in quantitative cross-cultural research as well as in public discourses. Based on the critique concerning the overemphasis of national states in comparative research the paper introduces conceptual basics of qualitative comparisons and presents selected findings of a qualitative comparative study. It is to be underlined that one specific benefit of qualitative comparisons lies within the identification of a 'grammar' of social phenomenon.

Keywords: comparative studies, qualitative research, biographical research

1. Einleitung: Was macht den qualitativen Vergleich so wichtig?

„Vergleichen“ in historischer Dimension hat klassischerweise immer einen *territorialen Bias* (Middell 2008; Döring/Thielmann [Hrsg.] 2008). Wir vergleichen Gesellschaften, wir konfrontieren Kulturen und entdecken Gegensätze und Ähnlichkeiten. Huntingtons *The Clash of Civilizations...* (1996) ist vielleicht die

bedrohlichste Form der Essenzialisierung kultureller Gegensätze, weil sie sich in der Realsituation von „9/11“ scheinbar eindeutig bewiesen hat. Die Gefahr solcher Vergleiche ist die Ontologisierung des Standpunktes, von dem aus wir den Vergleich beginnen.

Das 19. Jahrhundert etabliert diesen Blick aus einer überfokussierten Perspektive. Und zumeist ist es der *Nationalstaat*, seine kulturellen, religiösen und ideologischen Präferenzen, die vergleichende Betrachtungen bestimmen. Der bedeutende Leipziger Kulturphilosoph Karl Lamprecht hat aus Anlass einer Vorlesung über universalgeschichtliche Probleme in New York bereits 1904 mit erstaunlicher Weitsicht darauf hingewiesen, dass es die *Verbindungen der Kulturen*, nicht ihre Hermetisierungen gegeneinander seien, die die kulturelle und politische Entwicklung der Weltgesellschaft voran bringen würden – für Lamprecht damals die Beziehungen der neuen, aufblühenden Gesellschaften Nordamerikas und Japans mit dem alten Europa (vgl. Middell 2005).

Wenn wir aktuelle Vergleiche bemühen, am prominentesten vielleicht die PISA-Studien der OECD, müssen wir feststellen, dass nicht nur die Orientierung am Nationalstaat dominant geblieben ist, sondern dass vor allem *quantitative* Ergebnisse den Vergleich bestimmen. Und das gilt nicht allein für Bildungsstandards, es gilt für ökonomische und soziale Leistungen der Nationen schlechthin. Aber die parametergestützten Vergleiche täuschen. Sie suggerieren das Bild parallel verlaufender Entwicklungen von Staaten und Kulturen, die gleichsam wie „Container“ gegeneinander abgegrenzt sind.

Tatsächlich jedoch beeinflussen sie sich wechselseitig. Die aktuelle Entwicklung Griechenlands ist nicht einfach eine Fortsetzung vorgeblich leicht identifizierbarer „griechischer Mentalität“ – einer Bereitschaft zum Nepotismus, eines korrupten Klientelismus, der subtilen Ausbeutung unverdienter europäischer Privilegien –, sie ist das Ergebnis der Beziehung zu anderen territorialen Einheiten, z.B. der langjährigen Kolonialisierung durch das Osmanische Reich, die eine Distanz der Menschen zu jeder Art von Staatsgebilde verständlicher macht; auch das Produkt der Wirtschafts- und Finanzpolitik der EU, die klientelistische Dispositionen vor allem der Eliten nicht begrenzt, sondern eher gefördert hat. Wenn aktuell die deutlich schrumpfende Wirtschaftskraft Griechenlands quantitativ „gemessen“ und mit den wachsenden Schuldenbergen verglichen wird, isoliert man – inadäquat und mit historischer Blindheit – das Phänomen „Griechenland“ von seiner historischen und aktuellen Verflochtenheit mit Europa und dem vorderen Orient. Europa verdankt Griechenland die Idee der Demokratie. Dies wäre den Verzicht auf die akkumulierten Schulden wert, um den Griechen einen autonomen Neubeginn zu ermöglichen.

Kurzum: Vergleiche sind riskant. Vergleiche, die sich auf vordergründige Parameter beziehen, also schlichte *quantitative* Vergleiche, können sogar trügerisch sein. Was wäre dann die Chance qualitativer Vergleiche? Thomas Wilson (1970) hat bei der Gegenüberstellung quantitativer und qualitativer Verfahren eine überzeugende konzeptionelle Unterscheidung eingeführt: die Kontrastierung von „*normativem*“ und „*interpretativem*“ Paradigma. Während im normativen Paradigma soziale Akteure als auf das umgebende Symbolsystem bloß *reagierende* „Organismen“ betrachtet werden, sieht sie das interpretative Paradigma als handelnde und erkennende „Organismen“, die soziale Wirklichkeit (*inter*)*aktiv verändern*. Dieser neue Blick auf soziale Akteure setzt andere Erhebungsformen voraus. Statt des standardisierten Fragebogens oder des klassischen sozialwissenschaftlichen Experiments sind offene Interviews, teilnehmen-

de Beobachtungsformen, Gruppendiskussionen oder Familiengespräche sinnvoll, die den untersuchten Individuen die Möglichkeit geben, Situationen selbst zu gestalten und Interaktionsprozesse zu beeinflussen. Qualitative Forschung verlangt eine gewisse *Offenheit* des methodischen Zugangs. Das schließt präzise methodische Rekonstruktionen nicht aus, aber es vermeidet Arrangements, die „natürliches“ Verhalten in Alltagssituationen von vornherein verunmöglichen und soziale Akteure daran hindern, spontan aktiv zu werden.

Freilich, diese Veränderung des methodisch kontrollierten Zugriffs auf soziale Daten reicht noch nicht aus. Es geht auch darum, die vorgeblich selbstverständlichen *Vergleichsmaßstäbe* in Frage zu stellen: die scheinbar sichere *Messbarkeit* von Vergleichen. Warum – zum Beispiel – ist das südkoreanische Bildungssystem ähnlich erfolgreich wie das finnische, obgleich die Methoden, diesen quantitativ belegten Erfolg herzustellen, extrem voneinander abweichen? Warum fühlen sich Menschen in Mali, einem der ärmsten Länder der Erde, weitaus „glücklicher“ als Personen in den USA, dem reichsten Land der Welt? Qualitative Vergleiche verlangen ganz offensichtlich zusätzliche Reflexionsbemühungen, und genau dies soll im Folgenden reflektiert werden. Zunächst sollen Grundprobleme und Risiken qualitativer Komparatistik geklärt werden (2). Im Anschluss werden die besonderen konzeptionellen und methodischen Bedingungen qualitativen Vergleichens diskutiert (3). Ein vierter Abschnitt präsentiert ausführlicher ein ausgewähltes Beispiel internationalen und interkulturellen Vergleichens im Kontext qualitativer Forschung, das komparatives Vorgehen besonders transparent macht (4). Eine knappe Zusammenfassung (5) schließt die Überlegungen ab.

2. Grundprobleme und Risiken des qualitativen Vergleichs

Qualitative Vergleiche können prinzipiell zwei Grundtypen folgen, die klassisch schon John Stuart Mill (1843, S. 211–233) als „method of agreement“ vs. „method of difference“ voneinander unterschieden hat: Sie können daran interessiert sein, generalisierbare Muster zu entdecken, die den verglichenen Fällen gemeinsam sind, oder sie können durch detaillierte Betrachtung der Einzelfälle deren jeweilige Besonderheit herausarbeiten. Der „universalizing type“ und der „contrasting type“ (Tilly 1984, S. 80) sind die Basisstrategien systematischen Vergleichens, die auf ein Kontinuum zwischen diesen beiden Polen liegender Möglichkeiten verweisen.

Mit der Entscheidung für einen dieser beiden Typen werden aber u.U. Standards festgelegt, die qualitative Vergleiche riskant machen, indem sich unreflektiert heimliche Vorentscheidungen einschleichen, deren Einfluss außer Kontrolle gerät. Qualitative Vergleiche sind darauf angewiesen, dass die Rahmenbedingungen des Vergleichs immer kritisch mitgedacht werden. Allerdings ist der Vergleich keine Methode im strengen Sinn, sondern eher *eine Perspektive*, eine Betrachtungsweise, eine bestimmte Fokussierung des Forschungsinteresses, die zu wichtigen Erkenntnisvorteilen führen kann: etwa zur Identifizierung von Problemen, die ohne den Vergleich nicht aufgefallen wären.

Um ein Beispiel aus eigenen Forschungen zu geben: In einem Vergleich zweier Werftmilieus in Ost- und Westdeutschland unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg (vgl. Alheit u.a. 1999) gingen wir von der Anfangshypothese aus, dass sich die dazu gehörigen Beschäftigtenmilieus aufgrund der sehr ähnlichen Produktionsrealitäten vor und während des Krieges und dem knappen Abstand zum Kriegsende nicht wesentlich unterscheiden würden. Tatsächlich zeigte jedoch der Vergleich, dass die Unterschiede erstaunlich rasch sehr deutlich waren und dass sich die Milieus nicht etwa aus politisch-ideologischen Gründen, sondern eher aufgrund betriebsorganisatorischer und betriebswirtschaftlicher Kontrastentwicklungen geradezu gegenläufig profilierten (vgl. auch Alheit/Haack 2004, S. 81ff.).

Solche Entdeckungen haben nicht selten den Effekt, dass Abweichungen nicht nur präziser beschreibbar sind, sondern neue analytische Erklärungsmuster gefunden werden und voreilige Generalisierungen widerlegt werden können. Die grobe „Hypothesentestung“, dass ein Phänomen „a“ auf eine Ursache „b“ zurückgehe, lässt sich durch systematische Vergleiche nicht selten differenzieren. So muss etwa die zweifellos geniale These Max Webers, dass die Entwicklung des Kapitalismus mit spezifischen Varianten des Protestantismus koinzidiere (Weber 1904), durch konkrete Vergleiche solcher Einflussprozesse eindeutig modifiziert werden (vgl. Steinert 2010). Freilich, gerade Webers Gesamtwerk ist ein ausgezeichnetes Beispiel für den Nutzen systematischer Vergleiche. Sein großes Verdienst, die Entwicklung der westlichen Zivilisation mit der Ausbildung kapitalistischer Wirtschaftsordnungen, rationaler Bürokratien, säkularisierter Kultur, moderner Wissenschaften und grundlegend rationaler Lebensführung wird etwa im Vergleich zu asiatischen Kulturen als spezifischer *Entwicklungspfad* erkennbar. Ein ähnliches Beispiel bietet die in der Geschichtswissenschaft kontrovers diskutierte These vom „deutschen Sonderweg“, die auf eine Art „Verspätung“ der deutschen Entwicklung im Vergleich zu England, Frankreich oder den Niederlanden hinweist (stellvertretend vgl. Kocka 1988, 1992; Ritter 1983; auch Elias 1969, 1989). Allerdings zeigen sich bei diesem Beispiel zugleich die Risiken von Vergleichen. Wird etwa die deutsche Entwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts statt mit der Englands mit osteuropäischen Nationen verglichen, ist die „Sonderweg-These“ nicht mehr so eindeutig aufrecht zu erhalten.

Typologien, Idealtypen oder vorgebliche Entwicklungsmuster haben die Tendenz, in Vergleichsprozessen zu essenziellen „Wahrheiten“ zu werden, die die Aktivität konkreter Menschen in solchen Mustern, ihren Widerstand und die Kontingenz ihrer Eingriffe vergessen zu machen. Genau darauf kritisch zu achten, ist allerdings die Aufgabe qualitativer Vergleiche. Sie sehen nicht allein auf scheinbar starre Strukturen, sondern konzentrieren sich auf die wechselseitige Dynamik von Strukturen und Akteuren (vgl. stellvertretend Rokkan 1972; Schriewer 1994). Dabei entstehen – im Elias’schen Sinne – durchaus „Figurationen“ (vgl. Elias 1969, 1970), also relationale Gefüge (s.u.), die einzelnen Akteuren Grenzen setzen, aber keineswegs unveränderbare Konstellationen. Deshalb sind qualitative Vergleiche auch temporäre Resultate, die immer wieder neu auf ihre Plausibilität hin überprüft werden müssen.²

3. Die konzeptionellen Voraussetzungen des methodischen Vergleichs

Qualitative Komparatistik ist nun freilich eine kognitive Operation, die über die deskriptive Feststellung von Ähnlichkeiten und Unterschieden hinausgeht. Die prinzipielle Voraussetzung eines methodisch kontrollierten Vergleichs ist die Referenz auf einen Vergleichsgesichtspunkt, das so genannte „Tertium Comparationis“ (stellvertretend Matthes 1992, S. 87; Nohl 2001, S. 265; Homfeldt/Walser 2003, S. 11f.). Dieses gemeinsame Dritte wird zum Kriterium derjenigen Aspekte zweier oder mehrerer Fallkonstellationen, die aus einer die Fallebene transzendierenden Perspektive miteinander verglichen werden.

In qualitativen Vergleichsprozeden wird das Tertium Comparationis häufig erst im Vergleichsprozess erkennbar. Joachim Matthes hat in seinem prominenten Essay *The Operation Called „Vergleichen“* (1992) darauf hingewiesen, dass es bei dem Tertium Comparationis eher um einen „Denkraum“ gehe als um eine „statische Größe“ – eine kognitive Dimension, die „während des Vergleichs sukzessive entfaltet und erweitert wird“ (Matthes 1992, S. 96). Wie ein solcher „Denkraum“ entstehen könnte, hat bereits der norwegische Komparatist Stein Rokkan (1972) in einer viel zitierten Studie angedeutet: Es reicht nicht aus, etwa das Verhalten einer Personengruppe (*Mikro-Ebene*) zu isolieren und darüber internationale Vergleiche anzustellen. Es komme zusätzlich darauf an, die institutionellen Rahmenbedingungen (*Meso-Ebene*) zu identifizieren, in denen konkrete Personen agieren und außerdem z.B. auch nationale Mentalitäten oder charakteristische Wirtschaftsentwicklungen in Rechnung zu stellen (*Makro-Ebene*), die dem Verhalten sozialer Akteure eine je spezifische Färbung verleihen. Schon die Beschreibung von Phänomenen auf der Mikro-Ebene muss den Einbezug von Einflüssen der Meso- und Makro-Ebene berücksichtigen, kann also durchaus als interpretativer Akt gelten. Es gibt gerade in der qualitativen Sozialforschung offenbar keinen überzeugenden methodischen Weg vom „simplen“ zum „reifen“ Vergleich.

Qualitative Vergleiche sind vielmehr auf methodische „Verfahren“ angewiesen, die von vornherein *Relationalitäten*, also Beziehungsgefüge, zum Gegenstand machen. Theoretisch am anschaulichsten ist dies in einer soziologischen Tradition gelungen, die als „Figurationssoziologie“ bezeichnet werden kann und von Norbert Elias (stellvertretend 1969, 1970, 2003) begründet wurde. Diese Tradition, in die sich etwa auch die Arbeiten Pierre Bourdieus einordnen lassen, bringt einen erheblichen Nutzen für die Prozedur qualitativer Vergleiche. „Figurationen“ sind nämlich im historischen Prozess sich wandelnde Muster einer Dynamik von ökonomischen und sozialen Macht- und Einflussphären einerseits und individuellen Verhaltensdispositionen andererseits. Norbert Elias hat zur Identifikation dieser Spannungsbeziehung eine Art qualitatives „Messinstrument“ vorgeschlagen, das auch zur Analyse unterschiedlicher internationaler oder interkultureller Entwicklungen außergewöhnlich aufschlussreich sein könnte: die Beobachtung der „Formalitäts-Informalitäts-Spanne“ einer sozialen Konfiguration (Elias 1989, S. 41).

Das Muster einer weiten Formalitäts-Informalitäts-Spanne ist charakteristisch für vormoderne Gesellschaften. Im Prozess der Moderne verringert sich diese Spanne drastisch, und namentlich das 20. Jahrhundert ist zumal in den

meisten europäischen und nordamerikanischen Gesellschaften gekennzeichnet durch einen bemerkenswerten *Informalisierungsprozess* (vgl. Wouters 1999). Zu seinen Merkmalen gehören die Veränderung der Machtbalance zwischen „Etablierten“ und „Außenstehern“, die Verringerung spezifischer „Machtdifferenziale“ (zwischen Männern und Frauen, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Regierenden und Regierten), aber gewiss auch die Verunsicherungen, die das Einebnen der konventionellen Hierarchien mit sich bringt (vgl. Elias 1989, S. 33ff.). Entscheidend ist allerdings, dass die untersuchte soziale Wirklichkeit nicht als numerisch klassifizierbare Anordnung von Merkmalen und Variablen, sondern als Interdependenzgeflecht von Zwängen und Möglichkeiten, von institutionellen Strukturen und individuellen Handlungschancen begriffen wird.

Norbert Elias hat in seiner Soziologie damit historische Tiefenvergleiche ermöglicht (Elias 1969), er hat Konfigurationen wie den „nationalen Habitus“ etwa für Deutschland im Vergleich zu England und Frankreich herausgearbeitet (Elias 1969; 1989) und Figurationen als makro- und mikrosoziale Phänomene identifiziert, z.B. Lehrer und Schüler in einer Klasse, Arzt und Patienten in einer Therapiegruppe, Wirtshaushäuser am Stammtisch, aber auch die Bewohner eines Dorfes, einer Großstadt oder einer Nation.

Während nun Elias seine figurationssoziologischen Vergleiche vor allem *auf diachrone Prozesse* konzentriert hat, also auf den historischen Wandel von Figurationen (vgl. Elias 1969; 1989), ist es Bourdieus Verdienst, interessante Konfigurationen im *synchronen Vergleich* bestimmen zu können oder zumindest Zeitdimensionen zu fokussieren, die eher kurzfristigen Wandel erfassbar machen. Seine Habitusstudien, insbesondere in seinem Hauptwerk *Die feinen Unterschiede* (Bourdieu 1987), lassen die Dialektik zwischen sozialen Strukturen und individuellen Verhaltensweisen unmittelbar transparent werden. Die von ihm entdeckte Beziehung zwischen sozialer Herkunft und „kulturellem Kapital“ macht aktuelle Untersuchungen zur Bildungsungleichheit zumal in Deutschland – nicht zuletzt die Ergebnisse der PISA-Studien – plausibel und nachvollziehbar. Mehr noch: Seine Sozialtheorie lässt das Verhalten von sozialen Klassen konzeptionell in einem völlig neuen Licht erscheinen. Offensichtlich sind nämlich die verschiedenen Merkmale, die eine bestimmte soziale Gruppe von einer anderen unterscheiden, durch eine versteckte, aber äußerst wirkungsvolle „Logik“ miteinander verknüpft. Pierre Bourdieu hat in diesem Zusammenhang von der „konstruierten Klasse“ gesprochen (Bourdieu 1987, S. 182ff.):

„Eine soziale Klasse ist definiert weder durch ein Merkmal (nicht einmal das am stärksten determinierende wie Umfang und Struktur des Kapitals) noch eine Summe von Merkmalen (Geschlecht, Alter, soziale und ethnische Herkunft, Einkommen, Ausbildungsniveau etc.), noch auch durch eine Kette von Merkmalen, welche von einem Hauptmerkmal (der Stellung innerhalb der Produktionsverhältnisse) kausal abgeleitet sind. Eine soziale Klasse ist vielmehr definiert durch die Struktur der Beziehungen zwischen allen relevanten Merkmalen, die jeder derselben wie den Wirkungen, welche sie auf die Praxisformen ausüben, ihren spezifischen Wert verleiht.“ (ebd., S. 182)

Worauf Bourdieu hinaus will, ist, dass die Dinge, die wir an der Oberfläche wahrnehmen, also die äußeren Merkmale, die wir unterscheiden und scheinbar unproblematisch bestimmten sozialen Gruppen und Milieus zuordnen, nicht durch ihre phänotypische Eigenart, sondern schon durch die Struktur unseres Wahrnehmens qualifiziert sind. Die für unser Erkennen der sozialen Wirklich-

keit eingesetzten Klassifikationsschemata sind bereits „inkorporierte soziale Strukturen“, die „jenseits von Bewußtsein und diskursivem Denken arbeiten“ (Bourdieu 1987, S. 730f.). So aber entsteht eine soziale Topologie nicht allein als (äußerliche) Positionierung von dominanten Merkmalen, sondern als eine subtile Struktur inkorporierter gradueller Unterschiede. Schon an einfachsten Gegensatzpaaren der Klassifikation kann Bourdieu die erstaunliche soziale Wirksamkeit solcher Wahrnehmungsmuster demonstrieren (Bourdieu 1987, S. 736): Der Kontrast von *hoch* (im Sinne von erhaben, rein oder sublim) und *niedrig* (mit der Konnotation platt, schlicht oder vulgär) z.B. oder die Gegensatzpaare *leicht* (beweglich, lebendig, gewandt etc.) und *schwer* (schwerfällig, plump, langsam, mühsam, linkisch), *fein* (raffiniert, elegant, zierlich etc.) und *grob* (dick, derb, roh, brutal, ungeschliffen) zielen auf die fundamentale Polarisierung zwischen der Elite der Herrschenden und der Masse der Beherrschten in einer Gesellschaft. Das führt nun keineswegs notwendigerweise zu einer statischen Verteilung von Lebenschancen, sondern zu dem theoretisch sehr viel interessanteren Phänomen sozialen Wandels bei einer relativen Stabilität der Distinktionsschemata (vgl. ausführlicher Alheit 1994, S. 237ff.).

Figurationssoziologische Konzepte schaffen die Basis für jenen „Denkraum“, als den Joachim Matthes (1992) das Tertium Comparationis vergleichender Sozialforschung bestimmt hat. Und sie ermöglichen darüber hinaus, die für qualitative Forschung konstitutive Dimension, die reale Dynamik zwischen Struktur und Akteur, zwischen Individuum und Gesellschaft im Vergleich explizit zu berücksichtigen. Im Folgenden soll an einem Beispiel aus eigenen Forschungen das konkrete Prozedere qualitativen Vergleichens deutlicher gemacht werden.

4. Ein Beispiel qualitativen Vergleichens im Kontext der Figurationstheorie

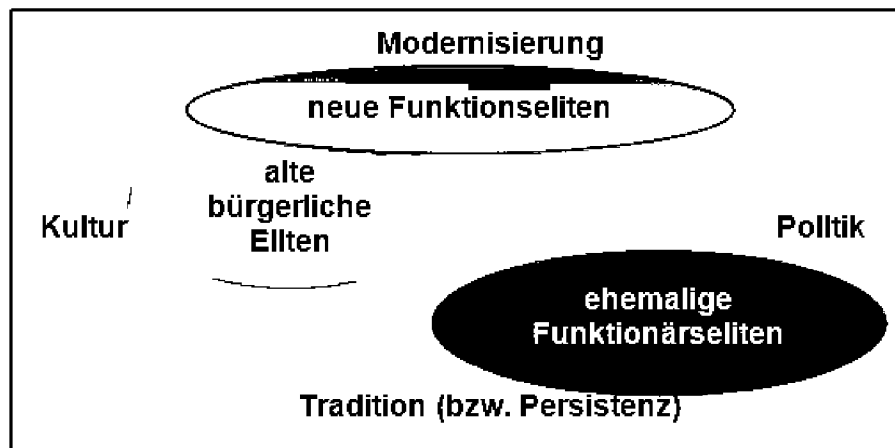
Bei dem ausgewählten Projekt geht es um den Vergleich dreier postsozialistischer Teilgesellschaften, der sich mit dem Phänomen unterschiedlicher „Mentalitäten“ beschäftigte (Alheit/Szlachcicowa/Zich 2006; Alheit 2005, 2009). Charakteristisch für die Studie ist, dass sie vor allem mit qualitativen (Massen-)Daten arbeitet und als Vergleichsfokus eine figurationssoziologische Idee nutzt.

Die Dreiländerstudie untersuchte in den Grenzregionen Oberlausitz (Ostdeutschland), Nord-Böhmen (Tschechien) und Niederschlesien (Polen) Muster nationaler Habitusformen, wenn man so will: lokale „Mentalitäten“. Dazu wurden mit Großeltern und Enkeln jeweils einer Familie in allen sozialen Schichten biographisch-narrative Interviews geführt. Wesentlich für den Vergleich waren die *intergenerationalen Konstellationen*. Sie zu vergleichen, bedurfte es zweifellos eines Tertium Comparationis, was zugleich einfach und komplex genug zu sein schien, um das jeweils Besondere und doch auch das Allgemeine des untersuchten Phänomens auszudrücken.

Wir sprechen deshalb in unserer Dreiländerstudie nicht pauschal von dem zweifellos angreifbaren Konstrukt der „Mentalität“ (vgl. dazu ausführlicher Alheit/Bast-Haider/Drauschke 2004; Alheit 2005, 2009), sondern von konfigurativen Mentalitätsräumen. Uns interessiert, wie sich charakteristische Merkmale

und rekonstruierbare historische Tiefenstrukturen zu einer Art „kollektiver Atmosphäre“ verdichten – einem sozialen „Klima“, das bestimmte Entwicklungen ermöglicht und andere blockiert. Ein solcher Mentalitätsraum scheint zumal in postsozialistischen Transformationsgesellschaften (und das gilt für Ostdeutschland so gut wie für Polen oder Tschechien) mit zwei zueinander quer liegenden Polarisierungen zu tun zu haben: mit einer Spannung zwischen Beharrungs- und Modernisierungstendenzen, die gleichsam die Reaktion auf die historisch neue Situation nach 1989 abbildet, und einer aus der real-sozialistischen Periode nachwirkenden Konfrontation zwischen „Politik“ und „Kultur“, die an die Erfahrung einer Generation anschließt, dass „politisches Kapital“ (vgl. Bourdieu 1992) die eigentliche „Währung“ sozialer Macht darstellte und „kulturelles Kapital“ die einzige Chance symbolischer Gegenwehr. Um die Spannung in diesem virtuellen Mentalitätsraum an drei relevanten Akteursgruppen exemplarisch deutlich zu machen, zeigt die folgende Abbildung (Abb. 1) deren erwartbare Platzierung.

Abb. 1: Der „Mentalitätsraum“ postsozialistischer Gesellschaften



Besonders aussagekräftig ist bei drastischem sozialen Wandel regelmäßig die Platzierung neuer und alter Eliten, und hier scheinen in postsozialistischen Gesellschaften vor allem drei Formationen von Interesse zu sein: (1) die *neuen Funktionselementen*, die sich strikt am Modernisierungspol des Mentalitätsraums orientieren und die „alte“ Dynamik zwischen „Politik“ und „Kultur“ gleichsam hinter sich gelassen haben, (2) die *vorsozialistischen (bürgerlichen) Eliten*, deren Einfluss während der sozialistischen Phase zurückgedrängt worden war und die – schon wegen der nachträglich aufgewerteten Gegenwehr im Sozialismus – am kulturellen Pol des Mentalitätsraums orientiert sind, schließlich (3) die *ehemals sozialistischen Funktionärseliten*, die ihre Macht weitgehend verloren haben, sich jedoch durch eine politisch gefärbte persistente (also „pseudotraditionale“) Orientierung auszeichnen.

Von Interesse war nun für das vorliegende Projekt, wie sich solche Orientierungen in einem symbolischen Mentalitätsraum qualitativ-methodisch abbilden und dann vergleichen lassen. Dabei zeigte sich die intergenerationale Tandembefragung als nützliche Basis. Die Beobachtung der Großeltern-Enkel-Konstel-

lation führte erstaunlicherweise in allen drei untersuchten Regionen zu einer relativ einfachen Typologie: Wir konnten einen *Modernisierungs-Typus* von einem *Persistenz- (oder Traditions-)Typus* und einem *Bruch-Typus* unterscheiden. Während die Modernisierer sich in der Regel durch einen Bildungsaufstieg von der Großeltern- zur Enkelgeneration auszeichneten, war der Traditions-Typ durch eine, beinahe vormodern anmutende intergenerationale Statuspersistenz gekennzeichnet. Den Bruch-Typ charakterisierte zumeist ein intergenerationaler Statusverlust, der freilich in Perioden drastischen sozialen Wandels nicht selten vorkommt.

Für die Differenz der Orientierung in den drei Mentalitätsräumen war nun die Zusammensetzung der beschriebenen Typen von großer Bedeutung. Und während im ostdeutschen Sample der Persistenz-Typus dominierte – eine Konstellation, die wir als „latente Modernisierungsresistenz“ der untersuchten Teilgesellschaft bezeichnet haben –, fanden wir im tschechischen Profil eine geradezu gegenläufige Konstellation. Hier dominierte der Modernisierungs-Typus. „Persistenz“ und „Bruch“ hatten im Datenmaterial nur marginale Bedeutung (vgl. Abb. 2). Im polnischen Sample waren persistente und moderne Orientierungen etwa gleich stark ausgebildet, allerdings war auch die Bruch-Konstellation deutlicher vertreten als in den Vergleichssamples.

Abb. 2: Die regionalen Profile der Generationskonstellationen

Das ostdeutsche Profil: „latente Modernisierungsresistenz“



Das polnische Profil: „ambivalente Modernisierung“



Das tschechische Profil: „pragmatisch-zivile Modernisierung“

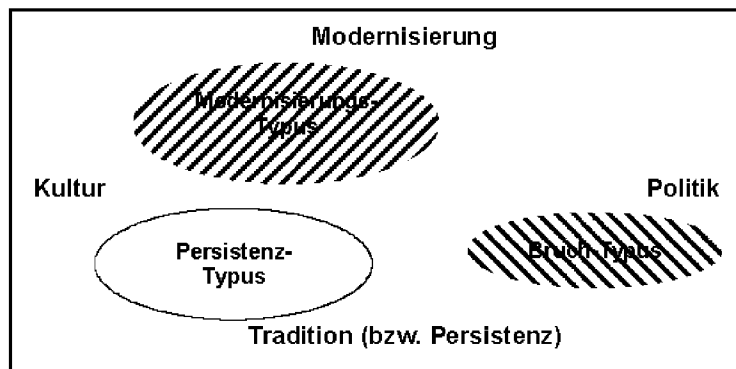


Die vorangegangene Abbildung zwingt einen Vergleich der drei Teilgesellschaften geradezu auf. Dieser Effekt verdient jedoch methodische Skepsis. Der Vergleichsmodus, den die Balkendiagramme nahe legen, ist nämlich verteilungslogisch, also *numerisch*, begründet. Das Datenmaterial – auch wenn es um mehr als 300 biografisch-narrative Interviews geht – enthält zwar eine Fülle von Informationen über die jeweiligen Teilgesellschaften, aber das Sample wurde unter theoretischen Gesichtspunkten zusammengestellt (vgl. Glaser/Strauss 1967, 1979; Strauss 1991; Strauss/Corbin 1996; Alheit 2005) und ist nicht auf statistische Repräsentativität angelegt. Nicht also die unterschiedliche numerische Verteilung der Typen, sondern ihre inhaltliche Beziehung zueinander, das jeweils entstehende *relationale Gefüge* aus modernisierenden, persistenten und konfliktträchtigen Dispositionen, war für den qualitativen Vergleich relevant.

Und hier bewährte sich die eingeführte figurationssoziologische Idee des Mentalitätsraums, weil sie nicht nur die entdeckten Dispositionen an sich dar-

stellbar machte (vgl. Abb. 3), sondern auch die unterschiedlichen Mischungen als qualitative Cluster zu interpretieren erlaubte (vgl. Abb. 4 bis 6), die dann einen anspruchsvollen Vergleich ermöglichten. Dabei soll die relative Unschärfe der entstehenden „Clusterungen“ gar nicht geleugnet werden. Es ging um historische Momentaufnahmen, um erkennbare Trends, die sich durch Wandel der Rahmenbedingungen durchaus ändern konnten, nicht um messbare Positionierungen. Konzeptioneller Ausgangspunkt war freilich zunächst die Platzierung der Basisorientierungen im symbolischen Mentalitätsraum:

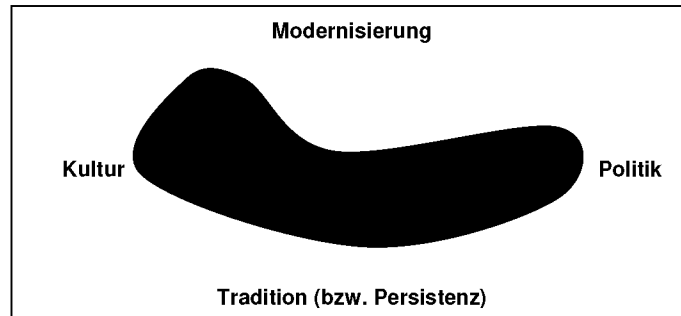
Abb. 3: Die Generationskonstellationen im postsozialistischen „Mentalitätsraum“



Weiterführend war dann die Darstellung der „Mentalitätsfoki“ in den untersuchten Teilgesellschaften (vgl. Abb. 4 bis 6), konkreter: die Integration der unterschiedlichen, in den qualitativen Daten auffindbaren Orientierungen, Strebungen und Spannungen, die das jeweils aktuelle soziale „Klima“ charakterisierten.

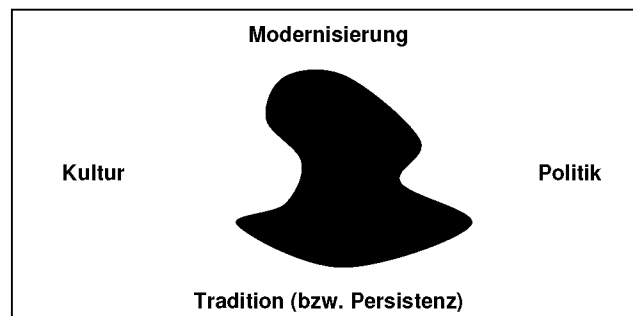
Der „Mentalitätsfokus“ im ostdeutschen Untersuchungsgebiet beispielsweise lag ganz eindeutig in der Nähe des *Traditionspols* (Abb. 4), und zwar unabhängig davon, ob die Orientierung der beteiligten Akteure eher zum kulturellen oder zum politischen Pol des symbolischen Raums tendierte. Sowohl die klassischen protestantischen Bildungseliten wie die zerfallenden Funktionärseliten, aber auch die Arbeitermilieus und die ethnische Minderheit (Sorben) zeigten *strukturkonservative* mentalitäre Züge. Die Frage war allerdings, ob hier von Traditionsorientierung überhaupt die Rede sein konnte. Gewiss gab es Anklänge im protestantischen Milieu. Aber schon bei den Sorben erschien, wie wir empirisch belegen konnten (vgl. Alheit/Szlachcicowa/Zich 2006, S. 112ff.), der Traditionsbezug eher artifiziell – als eine Art „Reethnisierung“ der Enkelgeneration. Vollends traditionslos war die mentalitäre Grunddisposition in der Arbeiterschaft. Hier wären „Persistenz“ oder „mentalitäre Renitenz“ die angemessene Beschreibung. Auch bei den ehemaligen politischen Eliten galt allenfalls für eine unbedeutende (politische) „Virtuosenschicht“ das Etikett Traditionsbezug. Die dominante Grundhaltung war jene *Modernisierungsresistenz*, die die Analyse der biografischen Interviews zu Tage gefördert hatte (vgl. ausführlich Alheit/Bast-Haider/Drauschke 2004, S. 133–321).

Abb. 4: Der ostdeutsche „Mentalitätsfokus“



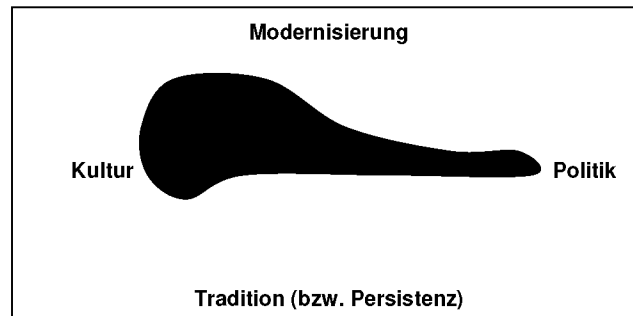
Das polnische Bild (Abb. 5) wich davon in zweifacher Hinsicht ab: Zum einen gab es einen relevanten Teil der mentalitären Strebungen, die zum *Modernisierungspol* tendierten. Gerade in der jüngeren Generation – und keineswegs nur bei den (unterrepräsentierten) Mittelschichten – war die persönliche Modernisierungsbereitschaft extrem hoch, gegebenenfalls auch um den Preis des ökonomischen Existenzrisikos, das nicht selten zu der in Polen ungewöhnlich häufig auftauchenden Bruch-Konstellation führte. Bei einem anderen Teil der Bevölkerung – sozialstrukturell vornehmlich in der Arbeiterschicht und bei den Älteren – herrschte eine *Traditionsorientierung* vor, die allerdings tatsächlich mit traditionellen Normen und Werten, mit Familien- und Kirchenorientierung, mit klassischen Rollenzuschreibungen der Geschlechter und mit einer tiefen Bindung an Region und Nation verknüpft war. Pointiert gesagt: Die polnische Mentalität schien gespalten. Sie oszillierte zwischen „Tradition“ und „Postmoderne“.

Abb. 5: Der polnische „Mentalitätsfokus“



Das tschechische Bild (Abb. 6) war verblüffend: Der Fokus der mentalitären Strömungen lag – beinahe spiegelbildlich zum deutschen Sample – auf der *Modernisierungsseite*, allerdings mit deutlichem Schwerpunkt beim „kulturellen Pol“ des Mentalitätsraums. Aber nicht nur der dominante „Modernisierungstypus“, der über alle sozialen Milieus streute, selbst der „Persistenz-Typus“ hatte in Tschechien noch einen „Modernisierungsbias“. Die untersuchte Region belegte eine Mentalitätsfiguration, deren Veränderungspotenzial beträchtlich schien. Intergenerationale Lernprozesse waren die Regel.

Abb. 6: Der tschechische „Mentalitätsfokus“



Das Ergebnis des qualitativen Vergleichs war also durchaus überraschend: Nicht die *ostdeutsche* Teilregion, deren soziale und ökonomische Bedingungen durch die Einbindung in die westliche Bundesrepublik auf den ersten Blick zweifellos am günstigsten schienen, zeigte die mentalitären Voraussetzungen für eine „proaktive“ Modernisierung, sondern die *tschechische* Untersuchungsregion, deren mentales Modernisierungspotenzial bemerkenswert, deren ökonomische Ausgangssituation aber weitaus riskanter war. Selbst in Polen schien die Bereitschaft zur „inneren Modernisierung“ noch deutlich höher zu sein als in der untersuchten ostdeutschen Teilregion.

Der Vergleich irritiert und fordert damit zu theoretisch überzeugenden Erklärungen heraus. Wahrscheinlich hätten wir in den urbanen Zentren Ostdeutschlands, etwa in Dresden oder Leipzig, selbstverständlich auch in Berlin, von den ostsächsischen Befunden abweichende Entwicklungen registriert. Tatsache bleibt jedoch, dass die neuen ostdeutschen Länder in ihrer ökonomischen Gesamtbilanz bis heute nur begrenzt durch ihre eigenen Entwicklungsfortschritte reüssieren, sondern nach wie vor von der „alten Bundesrepublik“ unterstützt werden und dass bestimmte Problemregionen – wie die untersuchte Oberlausitz oder etwa auch Bereiche Mecklenburg-Vorpommerns – auf politischer und ökonomischer Ebene drastische *Modernisierungsdefizite* aufweisen, die durchaus riskant erscheinen (vgl. dazu Alheit/Bast-Haider/Drauschke 2004, S. 322–340). Es sind dies typischerweise auch jene Gebiete, in denen die Abwanderungsquote vor allem der 18 bis 35-Jährigen am höchsten ist – Regionen, wo Beschäftigungsprobleme besonders markant zu spüren sind und wo die extreme politische Rechte bedenklichen Zulauf hat. Es ist also keineswegs *ein* isolierbares Merkmal, nicht *eine* dominante Variable, die den beschriebenen ostdeutschen Befund ausmacht. Es scheint die Konfiguration einer Fülle von Einflussfaktoren zu sein, die den Fokus eines bestimmten mentalitären Zustands bilden. Bei genauerer Analyse wird deutlich, dass solche Konstellationen sogar eine historische Tiefendimension besitzen (vgl. Alheit 2005, 2009).

5. Zusammenfassung

Das Ergebnis des vorgestellten qualitativen Vergleichs macht also auf einen Aspekt aufmerksam, der bei oberflächlichem komparatistischen Vorgehen gar nicht ins Blickfeld gerät: eine Art „Grammatik“ sozialer Phänomene. Wie in einer Sprache die Ordnung der Wörter und Sätze einem gestalterischen Grundprinzip folgt, das ihre Einzigartigkeit ausmacht, so weisen auch soziale Figurationen eine „innere Logik“ auf, die das eigentliche *Tertium Comparationis* darstellt. Die Sensibilität für diese Tatsache verdanken wir – neben den zitierten Figurationssoziologen, die sich z.T. explizit darauf berufen – vor allem genialen Kunst- und Kulturwissenschaftlern des frühen 20. Jahrhunderts, namentlich besonders Aby Warburg und Erwin Panofsky. Die Kernidee ihrer „ikonografischen“ (bzw. „ikonologischen“) Forschungen besteht nämlich in der Identifikation eines inneren Gestaltungsprinzips etwa bei einem bestimmten Künstler oder mit Bezug auf eine spezifische Kunstepoche (vgl. stellvertretend Panofsky 1994). Ambitionierte qualitative Vergleiche haben mit derartigen Phänomenen zu tun. Voraussetzung dazu ist freilich in der Tat ein „Denkraum“ (übrigens ein Begriff, der von Aby Warburg stammt) als ein sich im Forschungsprozess entfaltendes methodisches Rekonstruktionsprinzip.

Qualitative Komparatistik ist schon deshalb kompliziert, weil komplexe soziale Konstellationen miteinander verglichen werden. Dabei muss methodisch bewusst bleiben, dass es kontextabhängige Erhebungsprozeduren sind, die als Basis der Rekonstruktion solcher komplexen Konstellationen dienen, die, mit Alfred Schütz gesprochen, als „Konstruktionen zweiten Grades“ betrachtet werden können (Schütz 1974). Diese Konstruktionen fußen auf theoretisch begründeten Interpretationsschritten, die immer wieder mit dem qualitativen Datenmaterial abgeglichen werden müssen: D.h. der entscheidende Vergleichsgesichtspunkt, das *Tertium Comparationis* des qualitativen Vergleichs, muss als jener Warburgsche „Denkraum“ vorgestellt werden, der sich im Forschungsprozess entwickeln und entfalten soll (vgl. noch einmal Matthes 1992).

Allgemein gesprochen haben wir es bei qualitativen Vergleichseinheiten mit „gesellschaftlichen Konstruktionen“ (Berger/Luckmann 1969) zu tun, einerseits mit historisch gewordenen strukturellen Verfestigungen (z.B. Institutionen), die individuelle Handlungen bestimmen und begrenzen, andererseits aber auch mit autonomen Handlungen und Deutungen lebendiger Akteure, die strukturelle Rahmenbedingungen beeinflussen und verändern können. Eine überzeugende Vergleichsprozedur ist dann möglich, wenn es gelingt, solche sozialen Konstruktionen zu „Figurationen“ zu verdichten (vgl. Elias 1970). Figurationen sind dabei mehr oder weniger komplexe Beziehungsgefüge zwischen Struktur und Handlung, die eine bestimmte „innere Konstitutionslogik“ besitzen: etwa ein spezifisches Verhaltensarsenal (z.B. ein bestimmter „Habitus“), ein ästhetisches Gestaltungsprinzip (z.B. der Umgang mit Licht im „Impressionismus“) oder – wie im vorgestellten Beispiel – ein „Mentalitätsraum“. Beim Vergleich solcher Phänomene kommt es darauf an, empirisch begründet die unterschiedlichen Konstitutionslogiken zu identifizieren, wenn man so will: hinter den sozialen Performanzen eine soziale „Grammatik“ zu erkennen. Qualitative Vergleiche suchen also nach solchen Gestaltprinzipien. Im Vergleichsprozess selbst werden nicht selten unerwartete Aspekte der Vergleichsphänomene entdeckt, die dann zu neuen konzeptionellen Einsichten führen können.

Anmerkungen

- 1 Der vorliegende Beitrag ist eine Überarbeitung und Erweiterung meines im *Handbuch Qualitative Erwachsenen- und Weiterbildungsforschung* (Schäffer/Dörner [Hrsg.] 2012) erschienenen Artikels *Komparatistische Ansätze im Kontext qualitativer Forschung*.
- 2 Eine Disposition, die allerdings auch für jede quantitative Forschung gilt.

Literatur

- Alheit, P. (1994): *Zivile Kultur. Verlust und Wiederaneignung der Moderne*. Frankfurt a.M./New York.
- Alheit, P. (2005): Zum Verhältnis von Biographie und kollektiven Orientierungen. Das Beispiel einer qualitativen Mentalitätsstudie in Ostdeutschland, Polen und Tschechien. In: *sozialersinn* 6(2), S. 291–310.
- Alheit, P. (2009): Bildungsmentalitäten. Ein Vergleich der Entwicklung in drei postsozialistischen Gesellschaften. In: Melzer, W./Tippelt, R. (Hrsg.): *Kulturen der Bildung. Beiträge zum 21. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft*, Opladen/Farmington Hills, S. 25–43.
- Alheit, P./Haack, H./Hofschien, H.-G./Meyer-Braun, R. (1999): *Gebrochene Modernisierung – Der langsame Wandel proletarischer Milieus. Eine exemplarische Vergleichsstudie ost- und westdeutscher Arbeitermilieus in den 1950er Jahren*. 2 Bde. Bremen.
- Alheit, P./Haack, H. (2004): *Die vergessene „Autonomie“ der Arbeiter. Eine Studie zum frühen Scheitern der DDR am Beispiel der Neptunwerft*. Berlin.
- Alheit, P./Bast-Haider, K./Drauschke, P. (2004): *Die zögernde Ankunft im Westen. Biographien und Mentalitäten in Ostdeutschland*, Frankfurt a. M./New York.
- Alheit, P./Szlachcicowa, I./Zich, F. (2006): *Biographien im Grenzraum. Eine Untersuchung in der Euroregion Neiße*. Dresden.
- Berger, P. L./Luckmann, Th. (1967/1969): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a.M.
- Bohnsack, R. (2000): *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung*. 4. Auflage. Opladen.
- Bourdieu, P. (1979/1987): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a.M.
- Bourdieu, P. (1992): *Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik & Kultur* 1. Hamburg.
- Döring, J./Thielmann, T. (2008) (Hrsg.): *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Bielefeld.
- Elias, N. (1969): *Über den Prozeß der Zivilisation*. 2 Bde. Frankfurt a.M.
- Elias, N. (1970): *Was ist Soziologie?* München.
- Elias, N. (1989): *Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert*. Frankfurt a.M.
- Elias, N. (2003): *Engagement und Distanzierung. Gesammelte Schriften*. Bd. 8. Frankfurt a.M.
- Geertz, C. (1983): *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt a.M.
- Glaser, B. G./Strauss, A. L. (1967): *The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research*. Mill Valley.
- Glaser, B. G./Strauss, A. L. (1979): *Die Entdeckung gegenstandsbezogener Theorie: Eine Grundstrategie qualitativer Sozialforschung*. In: Hopf, Ch./Weingarten, E. (Hrsg.): *Qualitative Sozialforschung*. Stuttgart, S. 91–111.

- Homfeldt, H. G./Walser, V. (2003): Vergleichen: Facetten zu einer Sozialpädagogischen Kasuistik (Arbeitspapiere des Zentrums für sozialpädagogische Forschung I – 01). Trier.
- Huntington, S.P. (1996): *The Clash of Civilizations and the Remaking of World Order*. New York.
- Kocka, J. (1988): German History before Hitler. The Debate about the German „Sonderweg“. In: *Journal of Contemporary History* 23(1), pp. 3–16. http://holocaust.umd.umich.edu/news/uploads/Kocka_GermanHistorybeforeHitler.pdf [16.10.2012].
- Kocka, J. (1992): Ende des deutschen Sonderwegs? In: Ruppert, W. (Hrsg.): „Deutschland, bleiche Mutter“ – oder eine neue Lust an der nationalen Identität? Texte des Karl Hofer Symposions 12.-17.11.1990. Berlin, S. 9–31.
- Lewin, K. (1931): Der Übergang von der aristotelischen zur galileischen Denkweise in Biologie und Psychologie. In: *Erkenntnis* 1(1), S. 421–466.
- Matthes, J. (1992): The operation called „Vergleichen“. In: Matthes, J. (Hrsg.): *Zwischen den Kulturen? Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs*. Göttingen, S. 75–99.
- Middell, M. (2005): Erkenntnis und Erkenntnisverlust: Karl Lamprechts Vorlesung über universalgeschichtliche Probleme 1904 in New York. In: Hohls, R./Schröder, I./Siegrist, H. (Hrsg.), *Europa und die Europäer. Quellen und Essays zur modernen europäischen Geschichte*, Festschrift für Hartmut Kaelble. Stuttgart, S. 277–282.
- Middell, M. (2008): Historische Komparatistik und Kulturtransferforschung. Vom bilateralen Beispiel zu Beiträgen für eine globale Geschichte. In: *Eurostudies – Transatlantische Zeitschrift für Europaforschung* 4(2), S. 1–11.
- Mill, J. St. (1843): *A System of Logic, Ratiocinative and Inductive, Being a Connected View of the Principles of Evidence, and the Methods of Scientific Investigation*. London.
- Nohl, A.-M. (2001): Komparative Analyse: Forschungspraxis und Methodologie dokumentarischer Interpretation. In: Bohnsack, R./Nentwig-Gesemann, I./Nohl, A.-M. (Hrsg.): *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Opladen, S. 253–273.
- Panofsky, E. (1994): Ikonographie und Ikonologie. In: Kaemmerling, E. (Hrsg.): *Bildende Kunst als Zeichensystem. Ikonographie und Ikonologie*. Köln, S. 207–225.
- Raivola, R. (1986): What is Comparison? Methodological and Philosophical Considerations. In: Altbach, Ph. G./Kelly, G. P. (eds.): *New Approaches to Comparative Education*. Chicago/London, pp. 261–274.
- Ritter, G. A. (1983): *Der Sozialstaat. Entstehung und Entwicklung im internationalen Vergleich*. München.
- Rokkan, S. (1972): *Vergleichende Sozialwissenschaft. Die Entwicklung der interkulturellen, intergesellschaftlichen Forschung*. Frankfurt a.M./Berlin/Wien.
- Rosenthal, G. (2005): *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung*. Weinheim/München.
- Schäffer, B./Dörner, O. (2012) (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Erwachsenen- und Weiterbildungsforschung*. Opladen.
- Scheuch, E. K. (1989): Theoretical implications of comparative survey research: Why the wheel of cross-cultural methodology keeps on being reinvented. In: *International Sociology* 18(2), pp. 147–167. http://hsr-trans.zhsf.uni-koeln.de/hsrretro/docs/artikel/hsr/hsr1993_312.pdf [16.10.2012].
- Scheuch, E. K. (2000): The use of ISSP for comparative research. In: *ZUMA-Nachrichten* 47, S. 64–74. http://www.gesis.org/fileadmin/upload/forschung/publikationen/zeitschriften/zuma_nachrichten/zn_47.pdf [16.10.2012].
- Schriewer, J. (1994): *Welt-System und Interrelations-Gefüge. Die Internationalisierung der Pädagogik als Problem vergleichender Erziehungswissenschaft*. Berlin.
- Schütz, A. (1932/1974): *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt*. Frankfurt a.M.
- Schütze, F. (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: *Neue Praxis* 13(3), S. 283–293. <http://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/5314/ssoar-np-1983->

- 3-schutze-biographieforschung_und_narratives_interview.pdf?sequence=1 [16.10.2012].
- Schütze, F. (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Kohli, M./Robert, G. (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart, S. 78-117. http://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/5309/ssoar-1984-schutze-kognitive_figuren_des_autobiographischen_stegreiferzahlens.pdf?sequence=1 [16.10.2012].
- Steinert, H. (2010): Max Webers unwiderlegbare Fehlkonstruktionen. Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. Frankfurt a.M./New York.
- Strauss, A. L. (1991): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München.
- Strauss, A./Corbin, J. (1996): Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim.
- Tilly, Ch. (1984): Big Structures, Large Processes, Huge Comparisons. New York.
- Wilson, Th. (1970): Normative and Interpretive Paradigms in Sociology. In: Douglas, J. (ed.): Understanding Everyday Life. Toward the Reconstruction of Sociological Knowledge. Chicago, pp. 57-79.
- Wouters, C. (1999): Informalisierung. Nobert Elias' Zivilisationstheorie und Zivilisationsprozesse im 20. Jahrhundert. Opladen.